

Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zum
Sadamarer Anzeiger.

1915. * Nr. 48

Verlag von Jos. Wilh. Hörter in Sadamar.

Der Brennermühlhof.

Schwäbischer Dorfroman von Erwin Hahn.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Während des Essens fragte der Martin:
„Holzerfranz, wo schaffet Ihr?“
„Bei der Eisenbahn!“
„Hab mir's denkt. Wie weit steht die Arbeit?“
„Handig geht's! Sollt einer net glauben! Deut in
Früh sind sie durch kommen mit'm Tunnel. Und bis zum
Herbst soll schon die Bahn fahren. So hab' i g'hört.“
Die Schüsseln mit Brotsuppe und Kartoffeln waren leer. Die
letzte den Löffel ab und stand auf.
„Gret, du nimmst die Latern und gehst in Stall! Gibst wohl
jagte Martin befehlenden Tones. „Und Ihr, Holzerfranz,
mir die Schleusen hoch! So wird's gleich g'schafft sein!“

„Marte, — mein Bub, der Jass, wird fortgehn, noch in dem
Monat“, sagte der Holzerfranz, bevor er sein feingemahlen Korn
aufnahm. „Und so möcht ich Euch halt bitten, ob Ihr ihn net
wolkt einstellen als Knecht? 's ist'n gattig's Mäntle und geht
einem an die Hand. Er würd' mir bei Euch kein Unbunt ein-
tragen, Müllermarte, so viel muß wahr sein!“

Der Martin war einverstanden. Er hätte ohnedies einen
Knecht gebraucht zum Sommergeschäft.

„Er soll kommen! Gleich morgen kann er Handgeld kriegen,
der Jakob! Und nun b'hüt Gott, Holzerfranz, und guten Weg!“

Es kam eine Zeit, in der die Lisbeth still und verträumt ihren
kleinen Hausgeschäften nachging und mit der Magd Küche, Haus
und Stallung in guten Stand brachte. Es blieb den beiden Frauen
viel zu tun in Haus und Hof, während draußen der Martin mit
dem jungen Knecht das Feld bearbeitete, pflügte, säte und eggte,
zu gesundem, selbsttätigem Gedeihen. Längs der Mühle legte die

Lisbeth einen
Gemüsegar-
ten an und ge-
rade unter den
beiden Fen-
stern der Stu-
be hatte sie
einen kleinen
Rebstod ein-
gepflanzt.

Mit besonde-
rer Sorgfalt
brachte sie ihm
täglich Dung
und Wasser.
Es war ihr, als
ob ihr ganzes
Hoffen und
Sehnen sich in
diesen zwei
kleinen weiß-
grünen Plan-
ten verwirkli-
chen sollte.

Einmal hatte
der Martinge-
sagt: „Lisbeth,
mir fehlt ein
Gaul! Die
kommende
Woche ist Moß-
markt in der
Stadt. — Es
wird kein Fehl'
sein, ich geh'



Ein gutes Quartier. Nach einer Originalzeichnung von Th. Volz. (Mit Text.)

den stillen Abend, daß die Späßen unter den Tannen er-
aufflogen. Und am frühesten Morgen, als schon ein grauer
Nebel über den Mühlhof senkte, sprang ein kleines Kalb im
umher und schrie ängstlich in den jungen Tag hinein.
Die beiden Männer standen übernächtlig im taufelichten Hof
neben sich den Schlaf aus den Augen.

hin und schau mich um. 's Feld steht in vollem Saft. Wenn's
Wetter mittut und unser Herrgott meint es gut mit uns, alsdann
geht uns eine gute Frucht auf bis zum Herbst.“

Da sah ihn die Lisbeth an, so seltsam und glücklich, daß er
seine kräftigen Arme um ihre Schultern legen mußte und ihr
mit seiner derben Hand die blonden Strähnen zärtlich aus dem

Gefichte fröhlich, erfüllt von einer innigen Dankbarkeit: „Bisbeth — mein Weib!“

Die Mühle klappte nur an bestimmten Tagen und tat ihre Pflicht nach Bedarf. Aber der Mühlbach eilte dahin und tauschte über das Steingeröll und kammerte sich wenig um die Menschen und ihr Tun. Bald laut aufbrausend, bald in ruhigem plätschern dem Gleichmaß drängten die Wellen am Mühlhof vorbei, vorwärts ins Tal, in den Needar und weiter, bis zum unergründlichen Meer. Und mit ihnen eilten die Wochen, tauschten die Jahre.

Hoch über der Brennermühle und dem kleinen Mühlbach erhob sich auf mächtigen Steinsäulen eine lange Brücke längs des Heinbodelberges. Darüber faule mit taftmäßigem Geratter die Eisenbahn hinweg und mitten in den Berg hinein. Oder man hörte sie in kurzen Zeiten wieder aus dem großen Loch heraus-schnauben und zur Nachtzeit glückte sie dann einem wildsauchenden Drachen, der gierig nach Beute auszog und mit glühenden Augen sich über eine breite Lichtung um den Heinbodel schlich.

Unten im Mühlhof, um zwei niedere Fenster des Wohnhauses, rankte ein blätterreicher Rebstock, lieblich, in grüner Jugendfrische, und am Mühlbach, dicht bei der Wasserseiche, hockte ein kleiner dreijähriger Bub und ließ sich die Sonne auf sein lichter, goldblondes Haar scheinen. Nebenbei vergnügte er sich damit, kleine Holzstücken in das klare Wasser zu werfen, die die Wellen dann eiligst forttrugen, und freute sich und rutschte ans Ufer, um ihnen nachzugucken, so lange, bis sie verschwunden waren und bis die Bisbeth, die unter dem Fenster beim Rebstock saß, einmal von ihrer Weißzeugarbeit aufschaute und ihn warnend anrief: „Gottfriedle, willst du gleich zurückgehen, du Strid, du! Gib acht, wenn das Heinbodelmännchen kommt und dich ins Wasser zieht, dann mußt ertrinken!“

Der Knabe kam eiligst auf die Mutter zugelaufen:

„Oh, Mutter, wer ist das, — das Heinbodelmännchen?“

„Das mußt du dir vom Onkel Andresel erzählen lassen, Liebling. Weißt, der kennt die Geschichten besser als ich!“

„O ja!“ bestätigte der Kleine und setzte sich befriedigt zur Mutter. Aber bald sprang er wieder auf: „Der Vater kommt!“

Ein hochgeladener Heuwagen schwenkte gerade um die Ecke, bespannt von zwei kräftigen Pferden, einem Apfelschimmel und einer Fuchsstute.

„Bitte, bitte, reiten, auf'm Schimmel!“ schrie er seinem Vater entgegen.

Der Martin hob ihn hoch, küßte seinen blonden Schlingel und setzte ihn rittlings auf das Sattelpferd. Stolz und gravitätisch, wie ein junger Prinz, ritt der Gottfried in den Mühlhof ein.

Dann wurde der Wagen mit vielem anspornendem Geschrei und mit äußerster Kraftanstrengung der Pferde rückwärts in die große Scheune geschoben, die im Vorjahre als ein starkes rotglühendes Backsteingebäude neben dem Wohnhause errichtet wurde.

Der Martin hatte es sich angelegen sein lassen und aus dem etwas verwirtschafteten Brennermühlhofe in wenigen Jahren ein ansehnliches Bauerngut geschaffen. Er war ein guter Bauer geworden und dabei ein großes Kind geblieben.

Jetzt kam er auf die Bisbeth zugestürzt mit einer Hand voll Heu, das er vom Wagen nahm: „Bisbeth, schau dir das Heu an, so börr und so schmadig! Und draußen steht's frisch — der Alee und der Samen. Und aufsteigen tut's aus'm Boden so g'sund und warm — wie frischbade'n Brot!“

Dann setzte er sich zu ihr, während der Knecht die Pferde ausschirrte, und erzählte ihr weiter vom Feld und Vieh und von der zu erwartenden Getreideernte.

Sie lebten ihre jungen Ehejahre in Glück und Zufriedenheit, der Martin und die Bisbeth. Das Glück stand leibhaftig vor ihnen in der kleinen Gestalt des Gottfriedle, das jetzt interessiert und wichtig dem Knecht zuschaut und mit den Händchen in seinen Beisen, mit Kieselsteinchen und Brotkrumen gestopften Hosentaschen wühlte. All ihre Sorge und Liebe galt diesem frischbade'nigen Bürschlein. Sein Wohlgefallen machte ihre Zufriedenheit aus.

An diesem Abend kam auch der Deder-Andresel und mußte dem Gottfried die Geschichte vom Heinbodelmännchen erzählen. Die kleine Familie mit Knecht und Magd saß nach Feierabend auf einem Eichenstamm vor dem Brunnen. Der Gottfried kletterte dem Andresel auf die Knie und streichelte ihm schmeichelnd seine Bartstoppeln und quälte:

„Bitte, bitte, lieber Onkel Annesel, die Geschichte vom Heinbodelmännchen, — bitte, bitte, Onkel Annesel!“

Und wer könnte diesem süßen Schmeichler widerstehen! Er begann: „Ja, mein liebes Gottfriedle, das sind jetzt gar viele, viele hundert Jahr her, da ist mal ein Spielmann vom Rhein gekommen und durchs ganze Schwabenlände zogen. Und weil er mit seinem richtigen Namen nur Heini hieß und obenbrein noch einen krummen Rücken hatte, so daß er ganz budelig ging, hat

man ihn überall den ‚Heinbodel‘ g'heißen. Das hatt' ihn nun recht verdrossen, wenn ihn der liebe Gott für diesen leiblichen Fehler net hatt' ein gutes Herz gegeben und einen frohen Charakter und eine Fiedel, auf der er hatte spielen können so schön und lustig, wie kein anderer im ganzen Land. Und die Leut' sind nachgelaufen und haben sich g'freut über sein Spiel und er hat nur seinen Geigenbogen ang'setzt, alsdann haben alle mit tanzen vor lauter Bergnüglichkeit, so schön war's und so lustig.

Einmal ist er auch auf den Berg nausg'wandert — siehst, dort naus zu dem Wäldle, wo jetzt die Eisenbahn fährt — hat g'sungen und g'spielt auf seiner Geig'! Jetzt, wie er so und singt, da sieht er auf einmal einen alten Mann daliegen zwischen den Tannen, grad unter einem Felsen. Und nun er denkt, da mußt hingehen. Und dann ist er hingegangen zu und hat gesehn, daß er voll Blut war. Und der alte Mann schon g'leust und g'jammert, daß meinem guten ‚Heinbodel‘ ein Erbarmen antommen ist und er ihm hat helfen wollen. Aber, wie er ihn hat wollen aufrichten, da hat er nur noch den einzigen Laut von sich gegeben und ist umg'fallen und war maus.

Im nämlichen Augenblick sind aber zwei Bauern des Dorfes herkommen und haben dem Geiger zug'schaut und haben eingebildet, der Budlige hätte den anderen niederg'schlagen, wolle ihn jetzt austraben. Dann sind sie auf ihn zu und haben auf ihn dreing'haut und haben g'schrien: ‚Wart halunke, wollen wir helfen bei deinem sauberen Handwerk!‘

Der ‚Heinbodel‘ ist so erschrocken, daß er hat net g'wußt, was er soll, und ist ausg'rissen und davongelaufen. Aber die Bauern sind ihm nach, und auf ihr Schreien sind noch mehr dazukommen und da haben sie den Geiger gekehrt, so lange, bis er hat nimmer können und sie ihn eing'holt haben. Und dann haben sie ihn den Richter g'schleppt und weil er halt nur ein armer, budescher Schelm g'wesen ist und der Tote ein reicher, vornehmer Bauer aus der Stadt, da hat der Richter net viel, so herom oder hinum' gemacht, sondern hat ang'setzt, daß der Geiger am andern Morgen aufgehängt werden soll, droben auf'm Berg, genau der Stell', wo der Mord passiert ist.

Am andern Morgen sind dann viele Menschen zum Berg hinauf und haben den ‚Heinbodel‘ gebunden vor sich hergetragen.

Und wie er g'merkt hat, daß es ernst wird, hat den unglücklichen Spielmann all sein Frohsinn verlassen und er ist hingegangen und hat geseht: ‚Habt doch Erbarmen, — ich bin ja unschuldig!‘

Aber die Bauern wollten ihm nicht glauben. Sie padder und schleppten ihn unter eine große Tanne grad beim Berg und legten ihm den Strid um den Hals. Das Geigerchen hat noch einmal aus Leibeskräften:

„Weh euch, euer Herz ist härter als dieser Stein! Er zeugen für mich und meine Unschuld! Er wird meinen Wasser geben, während euere Augen trocken bleiben...!“

Das Geigerchen wollte noch mehr schreien, aber der Henker zog schon den Strid an und knüpfte es auf.

Aber was geschah nun? — Der ganze Berg fing an zu beben, und wie er so gewadelt hat, sprang der Fels in entzwei und aus dem Spalt sprudelte ein Quell so hell und wie der Mondschein. Und alle sind auf die Knie gefallen und haben gebetet:

„Herr, vergib uns, was wir haben gesündigt! Wir wollen Recht ausüben und haben schweres Unrecht getan!“

Dann haben die Leut' die Gloden in der ganzen Umgegend zusammenläuten lassen und haben das tote Geigerchen in ein großes, ehrenvolles Grab gelegt und haben den Berg ‚Heinbodel‘ g'heißen. Der Quell hat aber immer weiter springen müssen und hat die G'schicht vom unglücklichen Geigerchen durchs ganze Land tragen müssen, bald laut und bald wieder ganz heiser. Und dabaus ist dann der Mühlbach geworden.

Aber heut noch, wenn's Wetter mal recht schön ist, reißt Heinbodelmännchen aus seinem Grab und sitzt droben auf dem Felsen und singt und tanzt, daß alle Leut' in der ganzen Umgegend freuen müssen. Aber die bösen Menschen müssen so jodeln, sie nur den Mühlbach sehen. Und wenn es Nacht ist, der Mond scheint, dann geht das Heinbodelmännchen auf Wasser spazieren und singt und spielt auf seiner Geig' so schön, bis alle Leut' und alle Kinder brav eingeschlafen sind.“

Der Andresel war zu Ende und sah den kleinen Gottfried erwartungsvoll an.

„Oh, schön!“ quittierte dieser mit hochrotem Gesichtchen. auch die Erwachsenen waren dem alten Erzähler sehr gefolgt und der Martin war dabei recht ernst geworden.

In der folgenden Nacht hörte die Bisbeth, wie der Gottfried neben ihr aus seinem Bettchen sprang und sich zum Kammerfenster schlich. Hier stand er im Hemdchen und schaute auf die Behen und guckte eifrig in den vorüberfließenden Mühlbach, in dem gerade der Mondschein spiegelte. Sie rief

Was gibt's denn, Gottfriedle? — Was machst du denn?!
Da kam er zu ihr ins Bett geschlüpft und legte seine weichen
Hände um ihren Hals und flüsterte geheimnisvoll:
„Mein bodelmännchen!“
Die Fabel vom Heinbodelmännchen war im Volksmund sehr
beliebt und besonders in früherer Zeit viel verbreitet.
Am anderen Tag hatte der Hagmayerbauer ein Geschäft im
„Hofwinkel“ und kam auf dem Heimwege, gegen seinen
Plan, in der Nähe des Brennermühlhofs.
Der harte Mann trug schwer am Leben und war in den
letzten Jahren beinahe menschenscheu und recht alt geworden.
Während der Woche ging er mit fast ungesundem Eifer seinen
Geschäften nach, aber er tat es freudlos und ohne besonderes
Interesse. Die Feierstunden verbrachte er einsam und verbittert.
Er kannte keine Sorgen und auch kein Lieben mehr, und das
Leben schien ihm leer und fast unerträglich. Die Lisbeth hatte
noch zu Weihnachten durch die Magd warmes Unterzeug
nachverkauft ins Haus tragen lassen. Er hatte es kaum ange-
nommen und achlos beiseite geschoben.
Und heute ging er am Heinbodel herunter und traf halbwegs
im Mühlbach einen kleinen Jungen, der ihn aus großen blauen
Augen recht treuherzig und lebhaft anblinzelte und ihm schon aus
großer Entfernung entgegenrief: „Gro-o-oß-vater!“
Der Hagmayerbauer überzeugte sich, daß der Bub allein war
und ging auf ihn zu.
Der Lisbeth ihrer, dachte er und betrachtete lange das kleine
Kindchen, das so aufgeweckt vor ihm stand. Dann gab er ihm
seine Hand und fragte so freundlich wie möglich:
„Wie heißt du denn, kleiner Mann?“
„Ich? — Gottfried. Und du?“
„Ich heiß — auch — Gottfried!“
„Ho — ho — ho!“ lachte der Knirps ungläubig.
Aber der Hagmayer war bewegt: „Gottfried heißt er! Nach
dem Großvater. Mein! Namen hat sie ihm geben! —
Gottfried!“ — Dann fragte er weiter:
„Wo willst du denn hin, so allein im Wald?“
„Ich such' — — Großvater, hast du das Heinbodelmännchen
gesehen?“
„Nein!“ —
Der kleine plauderte darauf los in seiner kindlichen Un-
genauigkeit. „Kennst du die schöne Geschichte vom Heinbodel-
männchen?“
„Nein, Gottfriedle, die kenn' ich net.“
„Oh, du kennst net mal die Geschichte vom Heinbodelmännchen?!
Soll ich dir's erzählen?“
„Ja, Gottfriedle, erzähl mir's!“
Dem alten Hagmayerbauer legte sich das herzige Kinder-
männchen warm ans Herz. Er führte den kleinen Gottfried an
Hand und ging mit ihm bergab.
„Also,“ fing der Bub seine Geschichte an, „also, da war mal
ein Weiger, der war budelig und hat schön spielen können —
ist ein guter Mensch gewesen — und die bösen Bauern
hatten ihn aufgehängt. — Und hat's doch gar nicht getan! Er
den alten Mann gar nicht tolg'macht! Und — und da war
eine liebe Gott sehr erzürnt. Und der Berg hat gewadelt und
ist'n Wasser aus'm Fels rausg'sprungen und — und das
ist Mühlbach. Und die bösen Menschen müssen weinen und
Heinbodelmännchen geht spazieren auf dem Wasser, wenn's
regnet.“
Der kleine Gottfried sah plötzlich ganz erstaunt auf seinen
Onkel.
„Oh — Großvater, bist du denn — ein böser Mensch?!“
„Warum denn, Gottfriedle?“
„Weil du weinen tußt?!“
„Sittlich standen dem Hagmayerbauer die Tränen in den Augen.
„Ich — weiß — net“, preßte er heraus. Dann bückte er sich
hinter sein Entstell und drückte es an sich in bitterem, aus-
gesprochenem Schmerz, daß der Bub laut aufschrie:
„Au, du tußt mir weh!“
Dann ging er eilig durch die Tannen dem Dorfe zu, denn in-
den waren sie beinahe im Mühlhofs angekommen.
Der kleine Gottfried sprang nach Hause und erzählte seiner
Mutter: „Ich hab' mit dem Großvater g'sprochen!“
Diese konnte sich nicht genug wundern und fragte ihn aus, wie
er mit dem Großvater zusammengekommen sei und ob er
bekannt habe und was der Großvater mit ihm gesprochen habe.
„Er hat geweint“, sagte der Bub gleichmütig.
„Er hat — lieber Gott — er hat geweint!“
„Ja, und dann hat er mich geküßt!“ — und kleinlaut, etwas
schämte, setzte der Schelm hinzu: „Du, aber das hat gekracht!“
Da konnte die Lisbeth nicht mehr an sich halten. Sie schloß
ihren Liebling stürmisch in ihre Arme und küßte und herzte

ihn mit echter Mutterliebe. Der Gottfried aber konnte sich gar
nicht klar werden, womit er heute so viel Herzlichkeit verdient
hätte und verlangte endlich nach einem Butterbrot.

„Es kommt ihm herb an, dem Vater,“ dachte die Lisbeth den
ganzen Tag, „sehr herb!“
(Fortsetzung folgt.)

Im Lazarett.

Erzählung von Elisabeth Rieth. (Nachdruck verb.)

Freundlich sendet die Winter Sonne ihre Strahlen durch die
hohen Fenster des Mejer Garnisonlazarets, als wolle sie
mit ihrem milden Schein Trost und Hoffnungsfreudigkeit in die
Herzen der armen Verwundeten gießen. Soeben tritt der Geist-
liche an das Bett eines jungen Mannes, dessen hübsches, vor-
dunkeln Boden umrahmtes Antlitz einen finsternen Ausdruck trägt
und nur zu deutlich verrät, daß trotzige, verzweiflungsvolle Ge-
danken sich hinter der bleichen Stirn verbergen.

„Haben Sie schwere Wunden aus dem Kampf davongetragen?“
fragt der Pfarrer, indem er sich mitleidig über das Lager neigt.

Statt aller Antwort schlägt der Angeredete die Decke zurück
und weist nach der linken Schulter, an der statt des Armes ein
kurzer, von einem Verband umhüllter Stumpf sichtbar wird.

„Sie Armer!“ sagt der Geistliche teilnahmsvoll, „möge der
Allmächtige Ihnen Trost senden in Ihrem großen Leid, Menschen-
worte vermögen es wohl nicht.“

„Nein,“ stöhnt der junge Soldat mit einem wilden Aufschluchzen,
„mein Herz ist jedem Trost unzugänglich, nur Qual und Ver-
zweiflung haben darin fester Raum.“

„Sind Sie verheiratet?“ fragt der Pfarrer nach einer kleinen
Pause, während welcher der Verwundete sich mit der gesunden
Rechten die Tränen aus den Augen gewischt und alsdann wieder
düster vor sich hinstarren begonnen hat.

Der Krieger schüttelt das Haupt und stößt dann dumpf heraus:
„Aber verlobt mit einem lieben Mädchen, und übers Jahr sollte
die Hochzeit sein. Nun ist's vorbei mit dieser schönen Hoffnung,
die mich angespornt hat daheim bei aller Arbeit und Mühe, deren
ich mich nicht verdrießen ließ, um den verschuldeten Hof des Vaters
in die Höhe zu bringen.“

„Aber warum, lieber Freund, geben Sie sich jetzt einer so
düsteren Verzweiflung hin?“ fragt der Geistliche. „Meinen Sie
etwa, daß die Liebe Ihrer Braut eine so wenig tiefgehende ist,
daß sie bei dem Verlust Ihres Armes nicht standhalten wird?
Wenn das der Fall sein sollte, so wäre sie ein sehr oberflächliches
Mädchen und wahrlich nicht geeignet, einen braven Mann glück-
lich zu machen.“

„Ach, das ist es nicht, Herr Pfarrer“, erwidert der Jüngling,
während ein verklärter Glanz über sein blaßes Gesicht
zieht. „Die Elfe ist lieb und gut von Gemüt wie kaum eine zweite
in unserm Dorf. Wenn sie erfährt, welch ein Unglück mich be-
troffen hat, wird sie nur mit um so größerer Liebe an mir hängen;
aber was kann das helfen? Ihr Vater, der Lehrer in meinem
Heimatsdorf ist, hat nur dieses einzige Kind und wollte von jeher
gar hoch mit ihr hinaus. Unsere Wirtschaft daheim aber ist arg
vernachlässigt und nur ein paar kräftige, gesunde Arme wären im-
stande, sie in die Höhe zu bringen.“

„Wie kam es denn, daß Ihr Hof so heruntergewirtschaftet
war?“ erkundigt sich der Pfarrer, welcher die Absicht hat, den
jungen Mann zur Mittheilung zu veranlassen, um dadurch den
starren Verzweiflungsbann, der die Seele des Bedauernswerten
umfängt, ein wenig zu lösen. „Ist Ihr Vater tot oder was
er längere Zeit krank?“

„Der Vater,“ entgegnet der Angeredete, „ist Gott sei Dank
wohl da, leider aber besitzt er neben all seiner sonstigen Gut-
herzigkeit einen großen Fehler, er liebt den Alkohol und das Zu-
sammensein mit frohen Gefährten im Wirthshaus. Wenn er an-
geheitert ist, kann er niemandem etwas abschlagen und verleiht
Geld, das er oft nicht wieder zu sehen bekommt. Außerdem ver-
nachlässigte er seit dem Tode meiner Mutter unsere einstmalige so
prachtvolle Wirtschaft, an der er das Interesse verlor, je mehr
dieselbe in Verfall geriet. Mich, sein einziges Kind, brachte er
frühzeitig nach der Stadt auf die landwirtschaftliche Schule, denn
sicher waren ihm meine vorwurfsvollen Blicke, wenn er an-
getrunken heimkam, lästig. Als ich die Schule verließ, kam ich
zum Militär und so ahnte ich gar nicht, wie schlecht es mit meiner
einstigen Erbe stehe. Erst durch meine Braut erfuhr ich, daß eine
Geldverleiher in der Stadt dem Vater seit Jahren mit der größten
Bereitwilligkeit größere und kleinere Summen vorstreckte, jeden-
falls in der Hoffnung, die Wirtschaft dadurch völlig in die Hände
zu bekommen. O, wie habe ich in den zwei letzten Jahren daheim
geschafft und gearbeitet und wie glücklich war ich, als ich kurz vor
Ausbruch des Krieges eine kleine Hypothek zurückzahlen konnte.
Nun freilich ist alle Mühe vergeblich gewesen! Unser Hof wird

unter den Hammer kommen oder in die Hände des Wucherers wandern; ein Krüppel vermag ihn nicht zu halten. Und die Elfe! — Sie ist eine viel zu gehorjame Tochter, um gegen den Willen ihres Vaters mein Weib zu werden. Und selbst wenn

er schweratmend hervor: „Bitte, Herr Pfarrer, wollen Sie einen Gefallen tun?“ Bereitwillig nähert der Geistliche sein dem Munde des Bittenden, und nachdem derselbe ihm ein Worte zugeflüstert, neigt er während das Haupt. „Ich we



Gedächtnishalle zu Ehren der bei Namur gefallenen deutschen Helden auf dem Friedhof der Festung Namur. (Mit Text.)

sie's wollte, ich nähme das Opfer von ihr nicht an. Wie könnte ich es zugeben, daß sie als Frau eines Krüppels in Armut ihr Leben verbrächte, wo sie jeden Tag die reichsten Bauernsöhne zu Freiern haben könnte in unserm Werblitz.“

„Werblitz!“ wiederholt eine dumpfe Stimme, die aus dem benachbarten Bett herüberdringt und den jungen Soldaten veranlaßt, den Kopf nach jener Seite zu wenden. Er überzeugt sich aber bald, daß der dort in den Kissen ruhende blondbärtige Krieger, der schon die Vierzig überschritten haben muß, ihm völlig fremd ist und jedenfalls nur mechanisch den Namen des Ortes nachgesprochen hat. Auch der Pfarrer ist, nachdem er teilnehmend die gesunde Rechte des jungen Einarmigen gedrückt, an das Lager des anderen getreten. Ein Blick in dessen Antlitz, sowie ein Zeichen des hinzutretenden Arztes saßen ihm, daß derselbe nur noch kurze Zeit zu leben hat.

„Nun ich nicht irgend etwas für Sie tun, mein Freund“, fragt er sanft, „vielleicht Ihre Verwandten durch ein Telegramm veranlassen, zu Ihnen zu kommen?“

„Das tut nicht not, ich stehe ganz allein im Leben“, entgegnet matten Tons der Schwerverwundete, doch dann setzt er hastig mit Anstrengung hinzu: „Bitte, Herr Pfarrer, wie ist der Name meines Nebenmannes?“

Der Geistliche überfliegt mit schnellem Blick die über dem Bett des jungen Soldaten hängende Tafel und liest: „Vizefeldwebel Wilhelm Adler aus Werblitz bei Soldin“. — Der Krieger nickt und scheint in Gedanken zu sagen: „Er ist es“. Dann stößt

selbst gehen, um Ihren Auftrag auszuführen, lieber Freund“, er, indem er seinen Hut ergreift und eiligt der Tür zuschreit. Er sieht wohl, daß dem Verwundeten nicht mehr viel Zeit auf Erden übrig bleibt. Dieser schaut ihm mit dankbarem Blick nach, dann schließt er die Augen. Seine Gedanken wandern zurück

die Vergangenheit, der plötzlich Bild

Bild, klar und deutlich als gehöre es der Gegenwart an, an seinem Vorüberziehen begn

Er sieht sich wieder jungen, fröhlichen Menschen, sein Liebchen, blonde Anna, im Halben, die gleich ihm dem reichen Bauer in Werblitz, dem Vater des jetzt hier in ihm im Lazarett ruhenden jungen Mannes Dienste stand.

Die Seele des Mannes müht sich, das so viel Glück in birgt, festzuhalten, aber zieht vorüber, um ein andern Platz zu machen.

Als Soldat in einer fernen Garnison findet er sich wieder, er freudigen Herzens Briefträger einen abnimmt, der die Zeichen, ungelenteten züge seiner Liebsten der Adresse trägt. Noch zwei Jahre waren seinem Abschied von Heimat verfloßen und Zeit nahte, da er buntten Rod würde ziehen können.

Wie hatte sein Herz jubelt beim Gedanken das Wiedersehen mit Anna, die er nun vielleicht bald als sein junges Weib heimführen können. Vermögen hatte zwar keines von ihm, aber zur Anschaffung eines bescheidenen Hausrats mochte beiderseitige, mühsam ersparte wohl ausreichen. Sie hatte



Relief in der Gedächtnishalle zu Namur, vom Bildhauer Walter Eichenfen.

Sie
sein
in ein
ch we

and",
aufschrei
Zeit
Blid n
zurück
heit,
Bild
deut
er Ges
nem G
begit
wieder
schen
schen,
in W
ch ihm
auer W
ein G
gier ne
ett rü
annes

des St
das
ück in
en, ab
um ein
u ma
in
n fleh
ieder,
rgens
nen
die tr
en Sch
ebften
ht. Na
waren
d von
en und
da er
würde

in Ger
danken
en mit
eib wo
on ih
nochte
e hatte



Frau Oberst Bohnh,

Chefarin des Schweizerischen Chefarst des Schweizerischen roten Kreuzes.
(Mit Text.)



Oberst Bohnh,

Chefarst des Schweizerischen roten Kreuzes.
Hofphot. Rob. Sprüngli.

er Zeit seltener geschrieben und einmal vor Monaten durch-
en lassen, daß der Sohn ihres Dienstherrn, der künftige Hof-
ein Auge auf sie geworfen zu haben schien. Er, der
mes, hatte dazu gelacht, denn er kannte sein Lieb. Tugendhaft
sie und klug zugleich, die würde sich nicht
so einem Herrensohn an der Nase herumfüh-
lassen. Und an eine Heirat mit ihr konnte
ja niemals denken, das hätte sein stolzer
er, der Adlerhofbauer, nicht gelitten. Nein,
e Gedanken hatte ihm die Andeutung der
a nicht verursacht, auch das lange Ausbleiben
s letzten Briefes war ihm nicht verdächtig er-
erschieden.

Voll Unge-
duld erwart-
tet hatte er
allerdings
ihre Nach-
richt und ver-
gnüglich mit
dem Lesen
begonnen,
als sie ihm
der Postbote eingehändigt.
Aber schon bei den ersten
Zeilen, die der Brief enthielt,
hatten sich seine Gesichtszüge



General von Röweß,
Großherzog von Belgien.



Oberst von Trestow,

der Kommandant der Stadt Wilna.

stert und als er ihn zu Ende
n, war ihm das Blut siedend-
vor Zorn in die Schläfen ge-
n. Die Anna teilte ihm kurz
ündig mit, daß der alte Adler-
nach kurzem Krankenlager ge-
en sei und sein einziger Sohn
die einfache Magd, zur Herrin
Hofes machen wolle. Natur-
würde es ihr schwer, ihm, dem
s, abschreiben zu müssen, aber
ele Geld, die prächtige Wirt-
leien doch gar zu verlockend.
ch jetzt, bei der bloßen Erin-
g, will den Verwundeten ein
Groll überkommen, aber er

wird hinweggedrängt durch ein Stechen und Wühlen in der wun-
den Brust, das ihn an das Ende alles irdischen Denkens und
Wollens gemahnt. Ein neues Bild entsteht vor dem seelischen
Auge des Kranken. Fern von seiner früheren Heimat, auf einem
Bauerngut in Hinterpommern beim Großonkel seines verstorbenen
Vaters, der seinen einzigen Sohn durch den Tod verloren und
ihn, den Nissen, zu
sich gerufen hatte,
führt er in treuer Ar-
beit und Pflichterfül-
lung unter den Augen
des alten Mannes ein
ernstes, stilles Leben.
Es war ihm schnell ge-
lungen, das Vertrauen
des Onkels zu gewin-
nen, und als derselbe
starb, setzte er ihn zum
Erben seiner hübschen
Wirtschaft ein. Mit
einem Schlage war
der arme Knecht zum
wohlhabenden Bauern
geworden, dessen Al-
ter- und Viehstand sich
wohl messen konnten
mit demjenigen seines
einstigen Herrn in der
Heimat, des reichen Ad-
lerbauern.

Aber in sei-
ner Seele
wollte doch
niemals ein
richtiges
Freuen auf-
kommen
über den
schönen Be-
sitz, es war,
als habe da-
mals der
Trennbruch
seiner Anna

Anschlagssäule im Waldlager. (Mit Text.)



in ihm die Fähigkeit des Glücklichseins getötet für alle
Zeit. Um die Frauen kümmerte er sich nicht mehr. Statt
der Liebesgedanken fanden jetzt nur noch Haß und Groll
Raum in seiner Brust; der heiße Wunsch, Rache zu üben
an dem Räuber seines Glückes, verzehrte ihn. Er nahm seine
Mutter, die noch immer als arme Tagelöhnerswitwe in Verblüß
gewohnt hatte, zu sich und arbeitete und sparte mit ihr gemein-
sam, als gelte es um jeden Preis ein großes Vermögen zusam-



Schifferparade auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

menzuraffen. Er hatte erfahren, daß die Anna nach zweijähriger Ehe bei der Geburt eines Kindes gestorben war, aber das hatte seinen Haß gegen den einstigen Rivalen nicht gemildert. Als er dann gehört, daß dieser sich einem lieblichen Leben ergeben, den Hof vernachlässigte und angefangen hatte, Schulden zu machen, war in ihm der Wunsch aufgestiegen, den einstigen reichen Bauern, der durch sein Geld den Sieg über ihn beim Besitz der Anna davongetragen, von seinem Erbe zu vertreiben. Ganz systematisch war er zu Werke gegangen bei der Verwirklichung dieses Wunsches. Er hatte sich hinter einen Bucherer des Nachbarortes von Werblitz, der als Halsabschneider bekannt war, gestellt, und diesen beauftragt, durch bereitwillige Vorschüsse den leichtsinnigen Bauern zu veranlassen, immer größere Summen bei ihm zu entlehnen. So war eine Hypothek nach der andern auf den Hof eingetragen worden, auf dem die Knechte nach Belieben schalteten, stahlen und vieles verkommen ließen, während ihr Herr im Wirtshaus zechte oder im Bett seinen Rausch ausschließ. Mählich war er, der Hannes, der Erfüllung seines Wunsches immer näher gerückt, bis der Bucherer ihm eines Tages mitteilte, daß der Sohn des Bauern, ein fleißiger, ordentlicher Mensch, vom Militär zurückgekommen sei und mit aller Kraft sich bemühe, die verlassene Wirtschaft in Ordnung zu bringen. Anstatt neue Schulden zu machen, hatte der Adlerbauer infolge der Bemühungen seines Sohnes nach zwei Jahren eine kleine Hypothek zurückzahlen können, und nun schien es dort weiter vorwärts zu gehen. Beim Lesen dieser Nachricht hatte er ärgerlich mit dem Fuße gestampft über das augenscheinliche Mißlingen seines Planes. Wenn der junge Adler so weiter wirtschaftete, gelang es ihm am Ende doch noch, den Hof zu eigen zu behalten, nach dem er, der Hannes, schon die Hand ausgestreckt hielt. Freilich, der Jüngling war der Sohn der Anna und mochte von ihr wohl den Fleiß und die Sparsamkeit überkommen haben; ein solches Erbteil hält besser vor als Geld und Gut. Aber der Hof sollte dem alten Adler trotzdem nicht erhalten bleiben, schwor sich der Hannes. Er wollte gerade den Geldgeber beauftragen, sämtliche Hypotheken auf Adlershof zu kündigen, um den Bauern dadurch zu zwingen, einen noch höheren Zinsfuß zu zahlen, als der Krieg ausbrach. Wenige Tage vor seinem Auszug ins Feld hatte der Hannes den Schmerz, seine alte Mutter begraben zu müssen und dadurch zerriß das letzte Band, das ihn noch mit weicheeren Gefühlen zu den Menschen zog. Nun konnten Haß und Groll sich immer weiter in seinem Herzen ausbreiten, waren es doch hinfort die einzigen Gäste, die daselbst beherbergte. Mit heimlichem Triumph hatte er daran gedacht, daß der junge Adlerbauer nun auch gezwungen wäre, den Arbeitsmittel mit dem Soldatenrod zu vertauschen und dadurch höchst wahrscheinlich die Früchte seines Fleißes einbüßen würde. Er selbst, der Hannes Reichelt, konnte ruhigen Herzens seinen Hof verlassen, denn der alte treue Hofmeister, der schon zu des Großvaters Zeit dort gewesen, würde in seinem Sinne weiter wirtschaften.

Und weiter wandern die Gedanken des Verwundeten: er sieht sich auf dem Schlachtfeld im Kugelregen, dem Tod ins Antlitz schauend, ohne Furcht und Zagen. „Wenn ich falle, was schadet's? Niemand trauert um mich“, das waren seine Gedanken beim Donner der Geschütze, beim Niedersinken der Kameraden rund um ihn herum. Ihn schien es verschonen zu wollen, das prasselnde Gewehrfeuer, und kalten Auges, mit sicherer Hand, sandte er selbst Kugel auf Kugel hinüber zu den Gegnern.

Dann findet er eine Lücke in seinen Erinnerungen. Er hatte den Tod, einen schnellen, glücklichen Soldatentod, durch eine Kugel, die das Herz oder eine Schlagader durchbohrt, nicht gefürchtet. Aber der war ihm nicht beschieden worden. In einer strauchbedeckten Erdvertiefung des Waldberges, längs dessen Rand sich der Kampf hingezogen hatte, schlug er nach längerer Bewußtlosigkeit die Augen wieder auf. Er fühlte an einem wahnsinnigen Schmerz in der rechten Brust, daß er verwundet war. Unfähig, sich zu bewegen, schaute er empor zum dunklen Nachthimmel, an dem die Sterne glänzten, während ringsumher tiefe Stille herrschte. Der Kampf war also zu Ende und er selbst mußte entweder für tot gehalten oder aber in seiner grabähnlichen Vertiefung nicht aufgefunden worden sein. Sollte er hier hilflos verenden unter den rasenden Schmerzen und dem qualvollen Durst, den der große Blutverlust hervorgerufen hatte? Er versuchte zu rufen, aber nur ein ächzender Laut drang aus seiner ausgetrockneten Kehle. Und nun kam etwas, das er bisher nie gekannt, noch näher und näher, und krampfte sich mit Eisenfingern um sein Herz, es war die Angst, die Angst vor qualvollem Leiden in dieser menschenleeren Einsamkeit.

War denn niemand da, der ihn hören, ihm helfen konnte? Seine Blicke schweiften durch die kahlen Äste der Bäume hinauf zum sternbesäten Nachthimmel. Ach, das Veten hatte er verlernt seit seiner Jünglingszeit, und der verloren gegangene Glaube an Gott war selbst am Vorabend der blutigen Schlachten oder im

Kugelregen nicht wieder in sein Herz gezogen. „Mit dem Leben ist alles aus“, hatte er gedacht und allzuviel lag ihm nicht daran.

Jetzt in der höchsten Not, der völligen Verlassenheit, kam ihm plötzlich der Gedanke: „Wie, wenn dort über den Sternen denn ein höheres Wesen wäre, das auch in dieses Waldesdickicht hineinblickt und Mitleid mit meiner trostlosen Lage hätte?“

„Lieber Gott, hilf mir“, stöhnte er matt und dann lauschte atemlos, ob nicht ein Wunder geschähe, vielleicht ein Engel vom Himmel herniederschwebte, um seine verdurstenden Lippen nessen und die brennenden Wunden zu kühlen.

Da horch, ein leises Knistern und Knaden des dünnen Reis auf dem Waldboden, ein Schnaufen und Schnüffeln, dem knurrenden Wellen folgte. „Der Sanitätshund unserer Truppe“, schloß es ihm durch den Kopf. Beim Schein einer Blendlampe sah er zwei Männergestalten auf sich zukommen, fühlte er emporgelassen, sank auf eine Bahre gebettet und davongetragen.

Nun liegt er weich und warm im saubern Bett des Lazarets, seine Wunden sind verbunden, der brennende Durst gestillt, im Herzen drinnen wühlen und nagen qualvolle Gedanken. Er fast augenblickliche Gebetsverhörung dort draußen im Walde, daß es einen Gott gibt, der sich liebevoll der Verlassenen erbannt, wenn ihr heißes Flehen zu seinem Thron empordringt. Aber gleich hatte er auch erkannt, wie unwert er der göttlichen Gnade gewesen, die ihm in seiner Not zuteil geworden, wie weit er in den vergangenen Jahren entfernt hatte von dem schmalen Pfad und der engen Pforte, die zum ewigen Leben führen. „An ernsten Miene des Arztes und seinem eigenen schlechten Befinden merkt er, daß seine Stunden gezählt sind. Nun liegt, unermüdet an Zeit, wie der Weltenraum an Ausdehnung, die lange, la Ewigkeit vor ihm, im Vergleich zu der das ganze Erdenleben ein Hauch, ein einziger kurzer Augenblick ist. Er hatte als Kind in seiner Heimat, außen an der Tür, die ins Studierzimmer des Pfarrers führte, eine Tafel gesehen, auf der nur die Worte gedruckt waren: „Wo wirft du die Ewigkeit zubringen?“ Die Frage war damals in seinem Gedächtnis haften geblieben, später aber durch andere, die das materielle Leben betrafen, ihm wichtiger erschienen waren, verdrängt worden; nun tauchte sie plötzlich wieder vor ihm auf, ernst und drohend. Er fühlte mit Schrecken, daß die bösen Rachegeanken, die sich wie dunkler, reißender Strom durch sein bisheriges Leben gegoßen, alle bessern Gefühle mit sich fortgeschwemmt hatten, daß er Sünde, eine himmelschreiende Sünde begangen, als er durch bereitwilligen, von den Bucherern in seinem Auftrage gegebenen Vorschüsse dem hallofen Leben seines einstigen Nebenbuhlers Vorschub geleistet hatte, in der Absicht, denselben zugrunde zu richten. Mitten hinein in diese verzweiflungsvollen Gedanken war plötzlich aus dem benachbarten Bett das Wort „Vater“ der Name seines Heimatortes und desjenigen seines einstigen Feindes an sein Ohr gedrungen. Er hatte der Erzählung jungen Mannes voll Spannung gelauscht und sich schließlich an die an den Geistlichen gerichtete Frage überzeugt, daß der Sohn oder eine Fügung des Himmels ihn hier Seite an Seite mit dem Sohne desjenigen gebettet, den zu verderben er sich zum Lebensstrebens gemacht hatte.

Gott sei Dank, daß er noch Zeit und Gelegenheit fand, den Teil des begangenen Unrechts gut zu machen.

„Der Herr Pfarrer ist soeben mit dem Herrn Rotar zukehrt, wir werden Ihr Bett zu ihm in den Nebentraum rücken“, damit Sie ungestört sind“, tönt die Stimme des Krankenwärters an das Ohr des Verwundeten, der mit einem erleichterten Atem das Haupt neigt.

Einige Wochen sind vergangen. Am Fenster eines Eisenabteils dritter Klasse steht der junge Adlerbauer und schaut freudiger Erwartung dem dahintrollenden Zuge voraus, Heimat entgegen, in der treue Liebe ihn erwartet.

Er hatte damals im Lazarett, sobald er imstande gewesen, die Feder zu halten, seiner Braut von dem Verlust des Lebens Mitteilung gemacht und sie voll Schmerz und Trauer geküßt, die Verlobung mit ihm als gelöst zu betrachten. Als Anna hatte das geliebte Mädchen ihm geschrieben, daß das Unheil, welches ihn betroffen, sie trotz seines Verzichtes und der Vorstellungen des Vaters nicht abhalten würde, sein Verlobung werden, sondern sie nur noch fester mit ihm verbinde. Mit dem Gefühl freudiger Begegnung hatte er den Brief wieder und gelesen, ohne jedoch dadurch in seinem entsetzlichen Entsetzen wandelnd geworden zu sein. Auch der tröstende Zuspruch des Pfarrers hatte nicht vermocht, seine trüben Gedanken zu bannen. Da war er eines Tages zu dem Rotar gerufen worden, in dessen Zimmer sich auch der Feldgeistliche befunden hatte. Nach versiegelten Schreiben, das der junge Mann aus der Hand des Rotars empfangen und auf dessen Geheiß geöffnet hatte, war

Mittheilung geworden, daß der verstorbene Bauernhofbesitzer
mes Reichthum aus Kaddah, ihn, den Bizefeldwebel Wilhelm
er aus Werblitz, zum alleinigen Erben seines vierhundert
togen großen Bauerngutes und eines Barvermögens von
hunderttausend Mark eingesetzt habe. Anfänglich hatte er an
sein Irrthum, eine Verwechslung geglaubt, denn es war doch
er unmöglich, daß ein Mann, den er nie gekannt, ja dessen
namen er nicht einmal zuvor gehört, ihn in so edelmüthiger Weise
seinem Testament bedachte. Als er aber dann von dem Geiste-
ren vernommen, daß alles in Richtigkeit wäre, daß seine Mutter,
vor sie die Adlerbäuerin geworden, die Braut des Erblassers
wesen, wie dieser ihm vor seinem Scheiden aus dieser Welt
sagt, da hatte sich ein unaussprechliches Glückgefühl des jungen
Mannes bemächtigt. Sein erster Gang hatte ihn nach dem
Bauernhof, zu dem Grabe seines Wohltäters geführt, wo er einen
steinernen Grabstein niedergelegt und ein inniges Dankgebet zum
Himmel geschickt hatte.

Jetzt ertönt der langgezogene Pfiff der Lokomotive, die Station
schon ist erreicht. Eine große Schar der Dorfbewohner hat sich
dem Bahnhof versammelt, um den heimkehrenden jungen
Mann in der Heimat zu begrüßen. Allen voran eilt ein schlan-
kes, hübsches Mädchen an das Coupé, dessen Thür ihr Liebster
öffnet. Schluchzend vor Glück und Wiedersehensfreude
sie an seine Brust, und während ihre Hand liebevoll über die
Armes beraubte Schulter streicht, flüstert sie dem Verlobten
zu: „Wie gut, daß nur der Arm und nicht du selbst auf dem
Nachtfeld geblieben.“

Ähnliches sagt auch ihr Vater, der jetzt völlig beruhigt ist über
die Zukunft seiner Tochter an der Seite des reichen Hoserben.
Und dann eilt der junge Bauer auf seinen eignen Vater zu,
der zwar etwas zitterig und verkommen aussehend, aber doch
stern und erfüllt von Wiedersehensfreude ihn in die Arme
nimmt. „Nun wird alles gut werden, Vater,“ sagt er, liebevoll
in sein Auge schauend, „die Elfe wird uns ein Heim schaffen,
in dem du dich behaglich fühlst und keine drückende Schuldenlast
dich mehr ins Wirthshaus treiben.“

Als der junge Bauer am andern Tage seine Braut und deren
Vater über die Schwelle seines Vaterhauses führt, in dem er
ohne Sorgen wird schalten und walten können, da zieht es
ihnen die herzlichste Dankbarkeit durch seine Seele:

„Der Herr hat alles wohl gemacht,
Ihm sei Lob und Preis.“

Andreastag.

Sam 30. November. — Von Siegfried Lenz.

(Nachdruck verboten.)

Der letzte Tag im Monat November ist dem heiligen Andreas
gewidmet, dem Schutzpatron der Ehe. Kein anderer Tag
ist die jungen Mädchen so bedeutungsvoll wie dieser, an dem
Drakel befragt, wer der Zukünftige sein wird. In den Städten
ist der Andreastag ja viel von seiner Bedeutung verloren; man
achtet ihn mehr als einen Tag fröhlicher Kurzweil im Fa-
milien- oder Bekanntenkreise. Aber die Landbevölkerung hält
an den alten Sitten und Gebräuchen fest.

„Ach lieber, heiliger Andreas mein,
Laß mich erscheinen den Herzallerliebsten mein.
Laß mich'n erscheinen in dem Habit,
In dem er mit mir zum Altar tritt!“
So beten am Andreastag die Mädchen in den Dörfern, die
nach dem süßen Joch der Ehe sehnen. Oder sie beten auch so:
„Andreas, heiliger Schutzpatron, hör mich, gib mir einen Mann,
Laß laß mich im Traume sehn, ob er häßlich oder schön,
Ob er geistlich oder weltlich, ob er jung ist oder altlich.
Heiliger Andreas seß mir bei, daß ich's seh' im Kontersai.“

Man vergesse nicht, daß das junge Mädchen, nach beendeter
die Arme über der Brust zu kreuzen und mit der großen
des rechten Fußes dreimal an das Holz des unteren Bett-
es zu klopfen! Der, von dem sie dann träumt, wird bestimmt
Mann. Aberhaupt geht jeder Traum der Andreasnacht in
Richtung. Wie abergläubisch das Landvolk hierbei ist, zeigt die
Mark Brandenburg übliche Sitte, um Mitternacht in der
des Zimmers einen Tisch zu decken, auf den zwei brennende
Kerzen und zwischen beiden ein Glas Wasser und ein Glas Wein
zu werden. Vor jedes Glas kommt außerdem ein Stück
Brot und ein Messer. Flugs versteckt sich nun das junge Mädchen
hinter den Bräutigam, dessen Geist nun im Zimmer
umherwandeln soll. Trinkt er vom Wein, so ist er ein reicher Mann;
er aber Wasser trinkt, so ist er ein armer Schlucker und die
mit ihm bringt Sorgen und Mühe. Da freilich Geister nicht
in der Andreasnacht auf Erden umherwandeln, so muß
der Zukünftige Mädchen im nächsten Jahre wieder das Drakel
fragen, falls nicht inzwischen ein Freiersmann an ihrer Thür

angelockt hat. Wer um Mitternacht in den Hühnerstall schleicht,
kann übrigens auch die Zukunft erfahren: Gackert die Henne,
so heißt es, noch ein Jahr warten; wenn aber der Hahn gackert,
dann dauert's nicht mehr lange bis zur Trauung.

Fast jede Provinz hat ihre besonderen Andreassprüche und
eigene Andreastagsitten. In Ostpreußen legt sich das junge
Mädchen Haserkörner und Leinsamen unter das Kopfkissen. Sie
spricht dabei:

„Haser und Lein, ich säe dich, Heil'ger Andreas, ich stehe dich,
Lasse im Traum erscheinen Mir den Liebsten meinen.“

Auch kann, wer nachts zum Dorfbach geht, das Bild des Zu-
künftigen im Wasserspiegel schauen; natürlich muß die Nacht
klar und hell sein. Zeigt sich trotzdem kein Bild, so ist es mit der
Heirat vorläufig Essig.

Manche der am Andreastag gepflegten Sitten und Drakel-
fragen werden am Silvesterabend wiederholt. Dazu gehört das
Bleigießen, das Schuhwerfen nach der Thür und ebenso das
Werfen von Apfelschalen, die den Anfangsbuchstaben von des
Zukünftigen Vornamen nennen sollen. Sehr hübsch ist auch der
Brauch, Rüsschalen mit kleinen Lichtchen im Wasser schwimmen
zu lassen. Man nimmt dazu doppelt so viel Rüsschalen als Mädchen
anwesend sind, die Hälfte mit Lichtchen, die andere Hälfte ohne.
Die letzteren bedeuten die Mädchen und werden zuerst aufs Wasser
gelegt. Dann erst läßt man die mit Lichtchen versehenen Rüss-
schalen schwimmen, und aller Augen wachen eifrig darüber, ob sich
der Bräutigam dem jungen Mädchen nähert. Schwimmen die
Rüsschalen nebeneinander, so gibt es im nächsten Jahre Hochzeit.

Im sächsischen Erzgebirge schreiben die jungen Mädchen auf
vierundzwanzig Blättchen die Buchstaben des Alphabets und
legen diese in einen Strumpf, der unter das Kopfkissen kommt.
Das erste Blatt, das man am nächsten Morgen herausnimmt,
sagt den Anfangsbuchstaben des ersehnten Bräutigams. Wer
aber rascher Bescheid haben will, der schreibt jeden einzelnen
Buchstaben auf ein Stück Löschpapier und wirft das ganze Alphabet
— ins Wasser. Der zuerst untertunkende Buchstabe gibt den Namen
des Freiers mit dem Anfangsbuchstaben seines Vornamens an.

Einer gewissen Poesie entbehrt nicht das sogenannte „Baum-
schütteln“. Man kennt es im Erzgebirge, ebenso auch in der
Niederlausitz. Aber man schüttelt nicht nur den Baum, sondern
schüttelt auch die Wäscheleine oder rüttelt am Baum und sagt
dabei sein Sprüchlein her. Bei jedem dieser Drakelsprüche muß
aber eine Antwort erfolgen, und die soll in diesem Falle der
Haushund oder der Haushahn mittheilen. Ist das Hundegebell
sehr nahe, so wohnt der Bräutigam im Dorfe. Erfolgt kein Gebell
oder Hahnenruf, so muß sich die Fragestellerin noch ein Jahr ver-
trösten, dann nützt alles Schütteln nichts. Will die Braut wissen,
wie lange es noch mit der Hochzeit dauert, so hat sie nur nötig,
ein Stück Holz zu stehlen und es über einen Baum zu werfen.
Nachbars Hund wird schon daraufhin bellen. So oft er bellt,
so viele Jahre muß mit der Heirat noch gewartet werden.

Eine der schönsten Sitten herrscht in den Karpathen der Buko-
wina. Dort tragen die jungen Mädchen mit würzigen Kräutern
gemischtes Wasser in den Richturm hinauf und reinigen damit um
Mitternacht die Glocken. Sie sagen dabei: „Möge der Ruf meiner
Eitersamkeit und Häuslichkeit weithin erschallen wie Glockenton!“

Ganggärtlein im Spätherbst.

Gunkelrote Rüben, Kohl und Möhren
An des Gärtleins ausgetretenen Rehren.
Bohnenranken, angewellte Schoten,
Hier am Baum dem Nachtreif freigeboten.
Einzig noch die Äpfel steht im Staate
Drüben in dem Sattgrün der Salate.
Stolzer doch aus schwarzer Beete Krume
Hebt vom Wegsaum sich die Sonnenblume.
Schnurrend in des Schlafbehagens Wonne,
Eine Kaze liegt dort in der Sonne.
Kesseln, Kletten rings an Baum und Ede,
Dort am Fenster Balsaminenstöcke.
Frommer Glanz von traulich stillen Wonnen
In das kleine Gärtlein ist versponnen.
Christian Wagner, Warmbrunn.

Unsere Bilder

Ein gutes Quartier. Da sind sie mitten im fremden Land die braven
Feldgranen. Die blutige Arbeit ist getan, der Gegner zurückgeschlagen.
Nun winkt der wohlverdiente Lohn: Die Truppen rücken zur Rast ins
Quartier. Meist sind sie ja keine willkommenen Gäste, obgleich sie durch-
aus nicht als Barbaren auftreten, aber ab und zu trifft sich's doch, daß die

Bäuerin vernünftig genug ist, die Dinge zu nehmen wie sie sind. Das mag wohl auch bei der Dorfschönen auf unserem Bild der Fall sein. Sie hat sogar sichtlich Gefallen an ihrer Einquartierung, denn sie zeigt sich ihr von der liebenswürdigsten Seite. Dem Feldgrauen scheint das sehr zu behagen. Er betrachtet seine hübsche Wirtin, die ihm so anmutig und dabei ein wenig kokett zulächelt, mit wohlgefälligen Blicken, die aber zum Teil wohl auch dem in der Pfanne schmorenden Ferkelchen gelten, das die Bäuerin in richtigem Verständnis für die Bedürfnisse hungriger Krieger gar kunstgerecht zubereitet. Und so würzig, so verlockend ist der Geruch, der dem seltenen Lederbüßchen entströmt, daß die beiden Kameraden des Feldgrauen mit vergnügten Gesichtern herbeieilen und das Gotteswunder — nämlich den für sie bestimmten Festbraten und die dralle Schöne — anstaunen. Hier braucht's wahrlich kein: Parlez-vous français? Parlez-vous allemand? Das „Lied ohne Worte“, das so lieblich in der Pfanne brodelt, und das sonnige Lächeln der hübschen Französin sagen den braven Feldgrauen deutlicher als alle Sprachen der Welt, daß sie in ein „gutes Quartier“ geraten sind. M. W.

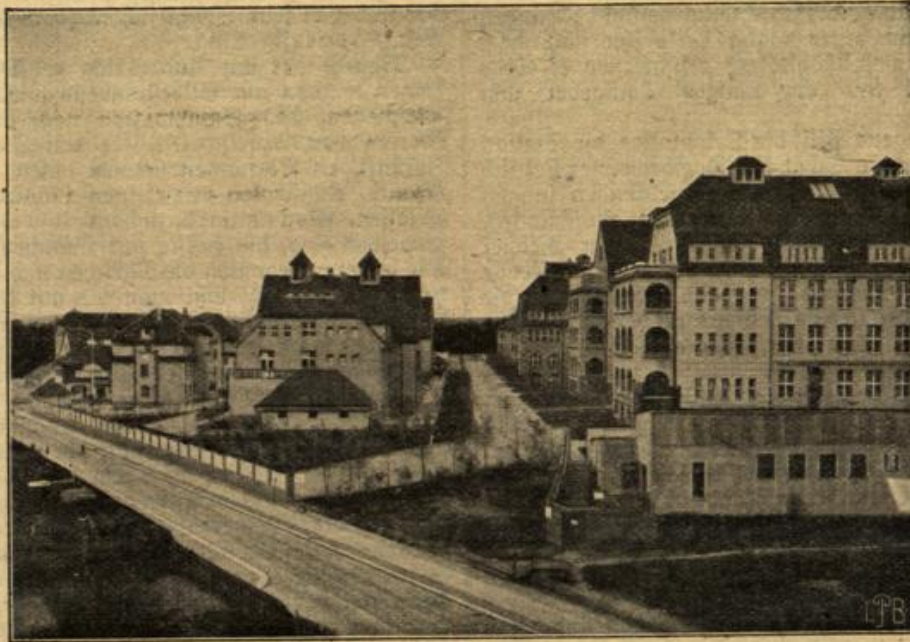
Gedenkhalle zu Ehren der bei Namur gefallenen deutschen Helden auf dem Friedhof der Festung Namur. Auf dem Friedhofe der Festung Namur hat man zu Ehren der bei der Eroberung Namurs gefallenen Helden eine Gedenkhalle errichtet, die als solche größeren bildnerischen Schmuck zuließ und dem schöpferischen Geist des Künstlers eine freiere Entwicklung gestattete.

Frau Oberst Bohnh, Gemahlin des Chefarztes des schweizerischen Roten Kreuzes. Sie steht schon seit vielen Jahren im Dienste des Roten Kreuzes und wirkt seit Beginn des Weltkrieges an der Seite ihres Mannes besonders auf dem Gebiete des Austausches der Schwerverwundeten.

Oberst Bohnh, Chefarzt des schweizerischen Roten Kreuzes, der seit Beginn der Mobilmachung die Leitung des Roten Kreuzes in Händen hat; er hat sich besonders durch den Austausch der Schwerverwundeten Deutschen und Franzosen große Verdienste erworben.

Anschlagssäule im Waldlager. Wenn die Feldgrauen im Osten etwas vermissen, so sind es Nachrichten und Lebens- und Liebeszeichen aus der Heimat, die bei ihrem schnellen Vorrücken oft lange Zeit brauchen, bis sie an die Front gelangen. Aber selbst diesem Mangel suchen sie abzuhelfen. Der in eine Anschlagssäule umgewandelte riesige Kiefernstamm im polnischen Urwald ist mit Zeitungen und Bildern aus der Heimat besetzt.

Die neue große Krankenhäuseranlage in Chemnitz i. S., welche mit einem Zehnmillionenwert das größte soziale Werk der Stadt Chemnitz darstellt und deren Fertigstellung bevorsteht. Unser Bild zeigt den fertigen Teil der aus achtzehn Gebäuden bestehenden Anlage.



Die neue große Krankenhäuseranlage in Chemnitz i. S. (Mit Text.)

unsere Kinder nach und nach zweitausend Franken gespart. Die kann ich borgen.“ — „Wie hast du die denn gespart?“ fragte Offenbach erstaunt. „Aus dem Haushaltsgeld.“ Mit vielen Dankesworten reiste Offenbach ab, — das Haushaltsgeld setzte er von dieser Zeit an wesentlich herab.

Gemeinnütziges

Wacholderbäume dürfen niemals in der Nähe von Birnbäumen pflanzt werden, da auf ihnen eine gefährliche Pilzkrankheit, der Gitterrost im ersten Stadium schmarotzt. Erst von den Wacholderpflanzen geht auf die Birnbäume über.

Bei der Herbstpflanzung werden die Setzlinge etwas tiefer in den Boden gebracht als bei der Frühjahrspflanzung. Der Boden muß sich noch und der Frost bei der Pflanzung. Nur im Frühjahr setzt man die Setzlinge bis an den Wurzelhals in den Boden.

Murikeln, Leberblümchen, Stiefmütterchen, Veilchen und Bergfameinicht können jetzt aus dem Garten in Töpfe eingepflanzt, in kalten Räume aufbewahrt und vom Januar ab an ein sonniges Fenster in einem mäßig warmen Zimmer aufgestellt werden. Sie werden alsdann bald Blüten entwickeln.

Das Winterfutter der Hühner besteht am Abend vor dem Schlafengehen aus Körnerfutter bis zum Essen werden. Es empfiehlt sich ab und zu einige Sonnenblumenkerne, Hanfskörner und Wacholderbeeren zu verabreichen.

Schwarzwurzeln sind am wertvollsten, wenn sie recht lange ungetrieben in der Erde bleiben. Man schneide das Kraut kurz zurück und bedecke das Beet mit Reisig ab, so daß man auch bei Schnee und Frost ernten kann.

Die intensive rote Farbe der roten Rüben geht leicht durch Beschädigung der Knollen verloren. Um das Bluten zu verhindern, ist vorsichtiges Ausgraben nötig.

Land für Sommergerste muß schon im Spätherbst gepflügt werden und den Winter hindurch in rauher Furche liegen bleiben. Kartoffeln, Zuckerrüben, Mais und Klee sind gute Vorfrüchte. Gerste nach Halmfrüchten anzubauen, ist nicht empfehlenswert, nach sich selbst geernteter Gerste schlecht.

Zum Fensterputzen darf man niemals Sodawasser oder Lauge benutzen. Das Glas wird hierdurch blind und bekommt ein schlechtes Aussehen.

Verwandlungsrätsel.

Linie, Delta, Trace, Enzio, Korian, Geste, Selma, Eisen.

Durch Änderung eines Buchstabens und Umstellen der übrigen Laute bilde man aus jedem der obigen Wörter den Namen einer Stadt, so daß die mittlichen Buchstaben der Städtenamen eine Frühlingsblume neigen. — Die Städte liegen der Reihe nach in folgenden Ländern: Deutsch-Ostafrika, Preußen, Afghanistan, Tirol, Ägypten, Ungarn, Schweiz und Italien. W. Spangenberg.

Schachlösungen:

Nr. 140. 1) Tg7, Dg7; 2) Dg7; 1) .. Lg4, 2) Dd7; 1) .. Dh2, 2) Dh2; Nr. 141. 1) Te1, Lb3, 2) Tb4, Ld1, 3) Kd2; 1) .. Ld3, 2) Te4, Lb1, 3) Te2!

Nichtige Lösungen:

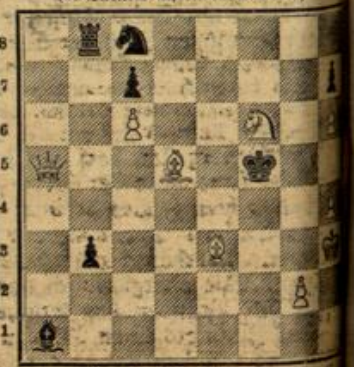
Nr. 128 u. 129. Von E. Ginz in Groß-Hettfeld. — Nr. 129. F. Gausch in Blumenthal. — Nr. 130. Mustetier in Penzance. — Nr. 131. G. Ginz in H. Ginz. — Nr. 132. bio. Nr. 133. Von H. Ginz. — Nr. 134. bio. Nr. 135. Von H. Ginz. — Nr. 136. bio. Nr. 137. Von H. Ginz. — Nr. 138. bio. Nr. 139. Von H. Ginz. — Nr. 140. bio.

Worträtsel.

Ist er darin, dem Weiter ich als Reiche bin. Ist es darin, ist's gleichbedeutend mit der Welt. W. Spangenberg.

Problem Nr. 142.

Von Vincenz Schiffer. 2. und 3. Preis gestellt. (3. Turnier Moskau 1901.)



Mat in 3 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Rätsel: Stich. — Bilderrätsel: Blinder Esel schadet nur. — Homonym: ...

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Allerlei

— „Denk dir, Spund, gestern hab' ich bereits mein erstes Geld verdient!“ — „Ach, hast du Privatkunden gegeben?“ — „Nein, aber ich habe alle die leeren Weinflaschen verkauft.“

Ein Entdeckungswütiger. Der eifrige Astronom Messier war so gierig auf die Entdeckung neuer Kometen, daß ihm Ludwig XV. den Beinamen gab: furet de cometes (Kometen-Jäger). Einst hatte Messier lange Zeit auf einen Kometen gelauert, als ihn die Erkrankung und der darauffolgende Tod seiner Frau von seinem Observatorium mehrere Wochen fernhielt, und Montaigne von Limoges ihm in der Zeit die Entdeckung des Kometen wegnahm. Messier war darüber außer sich, und als ihn ein Freund über den Tod seiner Frau zu trösten kam, rief er bitterlich weinend aus: „Ich hatte ihrer zwölf entdeckt! Montaigne entriß mir den dreizehnten. Nach zwölf Frauen bekommt man wohl eine dreizehnte; aber wo soll ich einen dreizehnten Kometen hernehmen?“

Die sparame Frau Offenbach. Meister Offenbach ist durch die Folgen seiner Operetten ein reicher Mann geworden. So liebenswürdig Offenbach als Theaterdirektor zu seinen Kollegen war, ebenso streng hielt er darauf, daß ihn keiner von ihnen daheim aufsuchen durfte. Hier wollte er ungestört nur seiner Familie leben. Offenbach hatte vier reizende Kinder, lauter Mädchen, und lebte mit seiner Frau in glücklicher Ehe. Sie war die Schwester des Deputierten Robert Mitchell und dem Komponisten stets eine treue Stütze in guten wie in bösen Tagen. Besonders als Offenbach noch nicht mit Glücksgütern gesegnet war, sparte sie jede unnötige Ausgabe und versuchte nach und nach eine Aussteuersumme zu ersparen, die einst ihre Mädchen bekommen sollten. Eines Tages mußte Offenbach nach Köln reisen und jammerte seiner Frau vor, daß ihm hierzu das Reisegeld fehle. — „Da kann ich Rat schaffen“, sagte lachend Frau Offenbach. „Ich habe für